

Yvonne Deutsch
Von Temeschvar nach Jerusalem -

Ich war genau das Kind, welches in eine Ehe hineingeboren wird, die am Rand des Auseinanderbrechens stand. In mir steigt noch heute ein starkes Gefühl auf, das mich zu ersticken droht und in mir den Wunsch zu schreien oder der Situation zu entfliehen, auslöst, wenn ich den physischen Ausdruck eines Konfliktes zwischen Menschen, die mir nahe stehen, wahrnehme, da er mich an die existentielle Erfahrung erinnert, in die ich hineingeboren wurde.

Bis zum Alter von acht Jahren lebte ich mit zahlreichen Bewohnern in einer weiträumigen Wohnung. Ich wuchs mit meinem Großvater und meiner Großmutter auf, die mich liebten, einer deutschen Kinderfrau, die zum Haushalt gehörte, einer Mutter, die versuchte ihr Leben neu aufzubauen, einer Tante und deren Freund, zwei junge berufstätigen Frauen, netten Freundinnen, mit denen ich außer Haus das Leben genießen konnte. Es war ein jüdischer, städtischer, gebildeter Familienhaushalt am Schnittpunkt von Kulturen, der einerseits Weltbürgertum , hervorbrachte aber andererseits eine emotionale Verslossenheit, gepaart mit politischem Konservatismus.

Ich erinnere ich mich an die Gefühle, die die Trennung von meiner Familie auslöste kaum noch. Ich nehme an, daß der Schmerz der Trennung durch den relativ sicheren Platze am Busen einer erweiterten Familie, von den anpreisenden Worten über das bevorstehende Treffen mit meiner Großmutter und meinem Großvater (Ella und Geza Deutsch) überlagert wurde, die schon ein Jahr zuvor mit ihrem ältesten Sohn Erno Deutsch nach Jerusalem emigriert waren. Die Offenbarung von Gefühlen ist ohnehin keines der charakteristischen Merkmale der mitteleuropäischen Kultur, die eher betont, was erlaubt ist und alle offen gezeigten Gefühle verdrängt und das was verbotenverdrängt.

Israel

Am frühen Abend des 20. Februar 1962 landeten wir auf dem Flughafen in Lod. Ein achtjähriges Kind mit seiner Mutter, einer Frau von ungefähr dreißig Jahren. Nur einige Tage zuvor hatten wir das Haus, in dem wir beide geboren waren, verlassen. Die lange Reise über den Kontinent im frostigen Winter von 1962 sollte im Haus der Eltern meines Vaters in Jerusalem enden. Aber der heftige Schnee dieses Jahres zwang uns zu einem weitentfernten Sammellager, den Sanddünen nach Ashkelon, zu fahren, in dem die Hütten den Launen des Wetters derart ausgesetzt waren, daß man glauben konnte sie weigerten sich, die Flüchtlinge, die gerade angekommen waren, aufzunehmen.

Nach einer Nacht im Hotel am Flughafen, reisten wir an einem kalten, klaren Wintertag die Küstenstraße entlang von Lod nach Ashkelon. Wir reisten schweigend. „Sieh die Haine voller Orangen,“ sagte meine Mutter voller Erregung und versuchte so ihre Trauer und ihre Ängstlichkeit zu verbergen. Zu Hause in Rumänien waren Orangen etwas Exotisches; über die sinnliche Erregung ihres Geschmacks hinaus hatten sie auch die Sehnsucht nach Übersee, nach einem anderen Land, einem Ort, wo Träume leichter wahr werden können, verkörpert. Und jetzt, in diesen fernen Land, fuhren wir an diesen Haine entlang und entdeckten die Orangen mit ihren strahlenden Farben in der kalten Sonne.

Die zweite Nacht im neuen Land verbrachten meine Mutter und ich in einer wackligen Hütte. Wir schliefen allein, im Schein einer Kerosinlampe, die weder hell noch warm schien, auf Metallbetten unter wollenen, kratzigen, grauen Militärdecken. Ungefähr einen Kilometer entfernt, an der Grenze des Lagers, die uns vom Sand und vom Meer trennte, versah ein Mann, der unsere Sprache nicht sprach, seinen Dienst als Wächter.

Dieser krasse Wechsel aus dem behüteten Leben im Schoß meiner Familie in dieses fremde Land, in dem ich Fremde traf, die mir als Verwandte vorgestellt wurden, hinterließ tiefe Spuren in meinem Leben und in meiner Persönlichkeit. Im Alter von 8 Jahren wurden meine Lebenswurzeln abgetrennt. Dieses kleine Land im Nahen Osten, die Wiege der jüdischen Kultur, des Islams und des Christentums, wurde meine Heimat. Immer noch versuche ich zu dieser konfliktbeladenen Umgebung eine tiefere Beziehung herzustellen, aber die Stimmen der Urgöttinnen wurden schon lange nicht mehr gehört. Ich gehe wie auf einer roten Linie: Einerseits verteidige ich aus dem Gefühl der Zugehörigkeit und dem Wunsch nach Wurzeln heraus den zionistischen Mythos und andererseits empfinde ich ein Gefühl Fremdheit, widerspreche der Besatzung und träume von einer gerechten Gesellschaft, die nicht nur den Palästinenser Achtung erweist, sondern auch den Frauen.

Zwei Monate nach unserer Ankunft wurde ich in ein Internat geschickt, während Mutter sich für einen Hebräisch-Sprachkurs einschrieb. Zwei Monate, nachdem ich von meiner Familie getrennt worden war, befand ich mich nun in der Gesellschaft von Kindern meines Alters, deren Sprache ich nicht sprach. Da ich sah, wie meine Mutter sich abmühte, unterdrückte ich meine Gefühle und zwang mich, einfach weiterzumachen. Dieses Mechanismus des Verdrängens von Gefühlen tief in mein Inneres während ich gleichzeitig den Kopf über Wasser hielt, sollte mich lange Jahre noch begleiten, auch dann noch, als der Nutzen und die Wirksamkeit solcher Mechanismen zeitweise zweifelhaft waren.

Die Emigration nach Israel vertiefte die Beziehung zu meiner Großmutter Ella (Stern) Deutsch, der Mutter meines Vaters, der ich körperlich ähnlich bin. Zehn Jahre lang verbrachte ich meine Ferien in ihrem Haus in Jerusalem. Erst nach ihrem Tod verstand ich, daß sie eine Persönlichkeit gewesen war, aus der ich meine Wurzeln zu ziehen versucht hatte. Ich war 18 Jahre alt, als sie starb. Wenngleich auch ich ihr Grab nicht häufig besuche, habe ich dennoch große Sehnsucht nach ihr und mein Gefühl des Verlustes ist groß. Sie wurde 1900 als älteste von fünf Töchtern geboren, die als Einzige ihren Bildungsweg fortsetzte und an einer pharmazeutischen Schule graduierte. Mit der Eheschließung und der Mutterschaft hörte sie auf, außerhalb des Hauses zu arbeiten und gab ihren Beruf ganz auf. In meiner Suche nach Vorbildern an gebildeten Frauen versuche ich auf Großmutter Ella zurückzugreifen, obwohl auch hier das Unsichtbare größer ist als das Sichtbare. Was empfand sie, als sie aufhören mußte, in ihrem Beruf zu arbeiten? Was bedeutete ihr das alles? Wie war ihre Meinung zu politischen und sozialen Fragen? Wenn ich mich an Ella erinnere, erinnere ich eine ernsthafte Frau, geradeaus und bescheiden, die auch für meine Mutter das Bild einer Mutter verkörperte.

Im Alter von 8 Jahren wurde ich in eine andere kulturelle Umgebung verpflanzt, in ein fremdes Land gebracht, von dem einfach behauptet wurde, es sei meine Heimat (durchaus für die Jüdin, nicht aber für die Frau in mir). Oberflächlich gesehen lebte ich mich schnell ein: Ich löschte die Kultur, das reiche europäische kulturelle Leben,

aus dem ich kam, aus meinem Bewußtsein und tauschte es gegen die weltliche, zionistische Kultur ein, die in der Umgebung des Nahen Ostens nicht verwurzelt war. Die Wiener Ballräume, erfüllt von den Straußschen Walzern, wurden die verborgenen Hauptsehnsüchte meiner Kindheit. Die Gemälde Renoirs und Rubens stellten für mich die Körper der Frauen jener Welt dar, aus der ich kam.

Durch die Emigration kam ich als Kind in verschiedene Gemeinschaften. Meine Mutter sah sich nach einem kurzen Versuch mit mir als Alleinerzieherin und ihr als Hauptnährerin ohne angemessene finanzielle Unterstützung zu leben, genötigt, mich gegen meine Willen wieder in ein Internat zu schicken. Ein Unfall, bei dem ich eine Tür beschädigte und meine Hand mit einem Splitter des zerbrochenen Glases verletzte, brachte sie zu der Überzeugung, daß ich nachmittags nicht allein zu Hause bleiben könnte während sie arbeitete. Diese Begebenheit lenkte mein Schicksal wieder in ein Internat, aber dieses Mal wählte ich ein Mädcheninternat in Jerusalem aus. In dem vorangegangenen Internat war ich von einigen Jungen mißhandelt worden, die zusammen mit einigen Mädchen eine Gruppe gebildet hatten: Mitten in der Nacht als ich in meinem Bett schlief, hatten sie versucht, mich auszuziehen. Als ich aufwachte, erscholl lautes Gelächter. Diese Erfahrung reichte aus, mich für ein Schulleben nur mit Mädchen zu entscheiden. Es stellte sich heraus, daß es eine ultra-orthodoxes religiöses Internat in der Bar Ilan Straße in Jerusalem war, jener Ort, an dem heute die Auseinandersetzungen um die samstägliche Schließung der Straße stattfinden. Da stand ich also vor 30 Jahren und rief mit anderen Mädchen den vorbeifahrenden Autos zu: „Shabas, Shabas!“¹ Ich lebte zwei Jahre in dem orthodoxen Internat mit einem strengen religiösen System, während ich gleichzeitig zu Hause mein weltliches Leben, nun darin eingeschlossen ein tägliches Gebet, fortsetzte. In dem Internat war ich das einzige aschkenasische Mädchen zwischen den Mizrahi Mädchen aus benachteiligten sozialen Milieus.

Im Sommer 1965 zog ich mit meiner Mutter nach Givat Shmuel in der Nähe Tel Avivs. Dort entstand mein zweites Zuhause. Ungeachtet meines Wunsches, die religiöse Erziehung, an die ich mich gewöhnt hatte, weiterzuführen, entschied sich meine Mutter für eine weltliche Schule. Und so sah ich mich aus der ultra-orthodoxen Umgebung Jerusalems direkt an den Busen des sozialistischen Zionismus des Shomer Ha Tzair² verpflanzt. „Wenn dein Großvater nur erleben könnte, daß du in einer kommunistischen Jugendbewegung erzogen wirst,“ sagte meine Mutter häufig und ermutigte mich, ihr beizutreten. Und ich danke dir, Mutter, daß du mich Mitte der 60 Jahre zu dieser Jugendgruppe von Givat Shmuel geschickt hast. Hier lernte ich die unterschiedlichen Identitäten in Israel kennen. In dieser Bewegung nahmen wir universelle humanistische Werte in uns auf. In der Schule wurden wir im Sinne des zionistischen Geistes erzogen. Die politische Kultur des Zionismus, seine Nostalgie hinsichtlich der Staatsgründung, das romantische Bild von Jugendlichen, die nach einem langen Tag um Lagerfeuer sitzen und Kaffee aus dem finjan trinken, und das Gefühl des Beisammenseins waren die zionistischen Grundlagen, die ich sogleich in mich aufnahm und die es mir ermöglichten, mich in die neue Umgebung einzufügen. Die Tatsache, daß ich an der Gründung des neuen

¹ „Shabas“ ist das jiddische Wort für Samstag, in hebräisch „Shabbat“. Entsprechend dem jüdischen Glauben ist der Schabbat heilig und Juden und dürfen ihn nicht zwischen Sonnenuntergang am Freitag und Sonnenaufgang am Samstag durch das fahren von Autos beflecken.

² Shomer HaTzair ist eine feministischen Jugendbewegung mit sozialistischer Orientierung, die in Kibuzzim, Städten und Dörfern in Israel und Übersee aktiv ist.

Staates nicht teilgenommen hatte, löste in mir das Gefühl aus, etwas versäumt zu haben. Die Befreiung aus diesem Mythos begann in einem relativ frühen Alter. Im Alter von 14, als ich gerade in der Holzhütte von Shomer Ha Tzair eine Liebesgeschichte las, wurde mir zum ersten Mal die Unterdrückung emotionaler Beziehungen zwischen einem palästinensischen Mann und einer jüdischen Frau bewußt. Mein kurzer Militärdienst im Gaza Streifen und mein Treffen mit palästinensischen Jugendlichen an der Universität beförderten mein Verständnis für die kollektive Ablehnung des Preises, den die Palästinenser für die Gründung des Staates Israel zu bezahlen hatten. Es ermutigte meinen wachsende Gegnerschaft zur Besatzungspolitik

Hier ist nicht der Ort, das Leben eines gewöhnlichen aschkenasischen Mädchens in Israel zu beschreiben, das durch die Einwanderung seiner Mutter in das 'gelobte Land' die Tochter eines Zimmermädchens wurde. Ich hatte weder Familienbeziehungen zur aschkenasisch zionistischen Gesellschaft, noch einen Vater, der teilhatte an demselben militärischen Ethos, der immer noch den Grundkanon des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens bildet. Ich hatte überhaupt keinen Vater, der ein ausgleichender Faktor im täglichen Leben seiner Tochter hätte sein können. Meine Kindheitserinnerungen an meinen Vater sind Briefe, Postkarten aus Übersee, Geschenke und jährlich ein zehntägiger Besuch.

Ich beendete die Oberschule am damaligen Qualitätsinternat Hadassim. Gemeinsam mit meinen Freundinnen der Shomer Ha Tzair diente ich in der Armee im Nahal, wo sich der Militärdienst mit der Kibuzz-Bewegung verbindet. Wir waren als Gruppe (in hebräisch „Samen“) bekannt, in der es Linke und Trotzisten gab. In den Wahlen 1973 stimmte die Mehrheit der Gruppe - zumindest im Gaza-Streifen - für die linksgerichtete zionistisch-sozialistische Schelli-Partei. Nach zwei Monaten Dienst wurden wir unter sehr empörenden Umständen aufgrund unserer Friedensbemühungen als junge israelische Soldatinnen bei den palästinensischen Flüchtlingen aus dem Dienst im Gaza Streifen entfernt. Anstatt, wie befohlen zu patrouillieren, diskutierten wir über Politik in den Flüchtlingslagern: Die Leute sprachen von der Integration des nationalen Kampfes in den der Arbeiter und wahrscheinlich auch über die Gründung eines weltlichen demokratischen Staates. Wir wurden in einen anderes Militärlager gebracht, der Oberkommandierende brüllte uns an. Ich erinnere mich genau an die willkürliche Autorität unseres Kommandieren, dessen Rang ich vergessen habe, der sich veranlaßt sah, sich weit über das vernünftige Maß hinaus aufzuplustern. Obwohl ich keine traumatischen Erinnerungen an die Militärzeit habe, verstand ich die Grundlagen der männlichen militärischen Hierarchie schon bevor ich die antimilitaristischen Autorinnen Cynthia Enloe und Carol Cohen gelesen hatte.

An der Universität trat ich einer jüdisch-arabischen Koalition der Linken bei. Obwohl ich meinen ersten Abschluß in hebräische Literatur, afrikanischen Geschichte und Sozialarbeit machte und dann zehn Jahre als Sozialarbeiterin arbeitete, gelang es mir nie, mich aus dem Verantwortungsgefühl einer Aktivistin gegen die Besatzung, für Frieden und für die Errichtung einer frauenfreundlicheren politischen Kultur zu lösen. In meinen Zwanzigern schloß ich mich in Israel der Bewegung gegen die Besatzung an. In meinen Dreißigern nahm ich an der Entwicklung einer Frauenfriedensbewegung teil. In meinen Vierzigern, als feministische

Friedensaktivistin, konzentriere ich mich nun auf die Einrichtung eines feministischen Zentrums, Kol-Isha (Die Frauenstimme) in West Jerusalem. Diese Jahre des Kampfes um Frieden haben mir reiche Erfahrungen vermittelt, wie man Frauen politisch organisieren kann. Die Frauenfriedensbewegung in Israel hat ein Konzept, das dem der Mütter vom Plaza Mayor ähnelt: Sie hat eine internationale Frauenprotestbewegung gegen die verschiedenen Formen der Gewalt, einschließlich Krieg, Zerstörung und Gewalt gegen Frauen, entwickelt. Die Bewegung wurde durch eine kleine Gruppe radikal linker Frauen in Jerusalem gegründet, in Tel Aviv durch feministische Frauen und Frauen der Linken allgemein. Durch die Reaktionen gleich nach dem Ausbruch der Intifada entwickelte sich eine Frauengruppe, die nun Gruppen von „Frauen in Schwarz“ in der ganzen Welt einschließt, deren bewegender, lebhafter Protest gegen die Gewalt gegen Frauen unlängst auf der Frauenkonferenz in Peking zum Ausdruck kam.

Jerusalem, November 1995

In Jerusalem, der „Stadt des Friedens“ gehe ich auf einer schmalen Linie. Ich, die als Kind verschiedenen Identitäten ausgesetzt war, gehe auf der Erde ohne Wurzeln. Hier ist in den letzten 20 Jahren meine Heimat. Vor 1967 gingen wir zum früheren Minaret des YMCA oder auf das Dach der Notre Dame, um nach Ostjerusalem zu blicken. In der Nähe des Kiosk von Shoshan Shwartz in Abu Tor brechen sich die Stimmen der nahen und dennoch so weit entfernten palästinensischen Altstadt. Ich erinnere mich an jenes zwiespältige Gefühl: Obwohl der Pulsschlag palästinensischen Lebens in Jerusalem eigentlich nicht zu fühlen war, spürte man dennoch, daß dort drüben ein geschäftiges Leben geführt wurde. Ostjerusalem ist nicht länger mehr die unbekannte Welt, aus der bloß die Stimmen der dort Lebenden den Stacheldraht überwinden. Ich suche nach Verbindungen zu diesem Ort, der meine Heimat geworden ist, indem ich mich für Frieden einsetze und mich mit der politischen Wirklichkeit, mit der Vergangenheit und den historischen Wurzeln auseinandersetze, die aus diesem Land erwachsen sind.

Die Besetzung in der „Stadt des Friedens“ erzeugt Konflikte. Jerusalem ist ein Mikrokosmos aller Spannungen in der Gesellschaft, aber dennoch gibt es Inseln einer Friedenskultur. Während der Intifada waren es die Frauen, die den sichtbarsten Beitrag leisteten und die Friedensalternativen schufen. In Israel entwickelte sich die Protestbewegung der „Frauen in Schwarz“, Dialogzirkel zwischen israelischen und palästinensischen Frauen wurden häufiger. Mehr und mehr Israelis waren der palästinensischen Lebenswirklichkeit unter der Besetzung ausgesetzt und wurden gezwungen, sich mit den vorhandenen Vorurteilen zu befassen, sich dem Rassismus zu stellen und sich von der selbsttrügerischen Vorstellung der sogenannten „aufgeklärten“ Besetzung zu befreien. Während der Zeit des Golfkrieges setzten die Frauen ihre Treffen zwar für eine gewisse Zeit fort, bis der Krieg sie dann doch beendete. Die meisten Frauen waren nun mit den politischen Meinungsverschiedenheiten konfrontiert, die aus einer unterschiedlichen politischen Identität herrührten: die meisten aschkenasischen jüdischen Frauen in der Frauenfriedensbewegung identifizierten sich mit dem Westen, wohingegen sich die Palästinenserinnen mit dem Irak und seinen politischen Verbündeten identifizierten. Die Wachen der „Frauen in Schwarz“, die jede Woche gegen die Besetzung am selben Platz zur selben Zeit protestierten, begannen zu bröckeln. Mit der Machtübernahme durch Labour-Meretz und der Unterzeichnung des Osloer Abkommens wurde die politische Friedensarbeit eine Sache der etablierten Parteien.

Jene, die sich gegen Nationalismus und Militarismus wenden, sind immer noch isoliert.

Die politische Unterdrückung der Kultur der Frauen, daß wir bei grundlegenden Fragen wie Leben und Tod keinen Einfluß haben oder beteiligt werden, trotz - oder sogar wegen der Tatsache - daß es unsere Körper sind, die Leben geben. Obwohl die Frauen im israelisch-palästinensischen Konflikt eine eindrucksvolle Bilanz der Zusammenarbeit gegen die Besatzung und für die Errichtung von zwei Staaten als Mittel zu Erlangung des Friedens vorweisen können, ist es dennoch schwierig, die aus dem nationalen Konflikt rührende Teilung zu überwinden. Innerhalb der feministischen Bewegung gibt es aufgrund der Aktivitäten der Mizrahiot-Feministinnen in Israel eine langsame Annäherung an andere Identitäten, die im Leben der einzelnen Frauen aufeinanderprallen, und die aus der ungerechten Verteilung des Rechts auf Selbstbestimmung, der Autonomie und des politischen Einflusses herrühren. In diesem Land ist die nationale, die religiöse, die ethnische und die Klassenidentität weit mehr entwickelt als die Geschlechteridentität. Obwohl ich palästinensische Freunde sowohl in Israel als auch in den besetzten Gebieten habe, kreuzen sich unsere Wege selten. Ungeachtet der Sympathie, des Verständnisses und der gemeinsamen politischen Weltsicht, ist jede von uns innerhalb ihrer eigenen Gemeinschaft aktiv. In Jerusalem - der Stadt des Friedens - lebe ich wie in einem Getto, am Rande der Politik, in einer Welt der Frauen im öffentlichen Bereich und mit internationalen Beziehungen, aber ohne Kontinuität in den Beziehungen zu palästinensischen Frauen. Oft denke ich an die Frauen, denen ich mich zu verschiedenen Zeiten nahe gefühlt habe und bei denen ich ihre Fähigkeit, gegen die Besatzung zu handeln bewunderte, während sie gleichzeitig versuchten, mit Israelis zusammenzukommen, um die öffentliche Meinung in Israel zu ändern.

Wie kann ich zu diesem Land eine Bindung bekommen und hier Wurzeln entwickeln? Die politische Kultur Israels und die der arabischen Staaten ist für mich inakzeptabel. Die Betonung eines nationalen und religiösen Selbstverständnisses aufgrund von Konflikten, die aus patriarchalen Systemen stammen, führt zur Spaltung der Identität von Frauen, so bleiben die Stimmen der Frauen ungehört. Und ich selbst, auf der Suche nach Wurzeln und entfremdet von der herrschenden politischen Kultur, die auch in mir existiert, möchte eine feministische politische Kultur aufbauen, die ihre Wurzeln im weltweiten Netzwerk der Frauenkulturen hat. Diese Kultur wird eine Wahrnehmung hervorbringen, die Frauen als eine weltweite Gemeinschaft mit geschichtlichen Kenntnissen und gemeinschaftlichem Bewußtsein sieht. Sie wird ein kulturelles Zusammenspiel der unterschiedlichen Erfahrungen sein, die sich nach und nach aus den feministischen Rekonstruktionen entwickeln, an denen wir arbeiten.

Selbst wenn es zwischen Frauen unterschiedliche Meinungen gibt über die Definition solcher Begriffe wie „Weiblichkeit“, über das, was wir in unsere Traditionen einbeziehen und das, was wir ändern müssen, stimmen wir sicherlich darin überein, daß die Prioritäten der Militärs und der Atomindustrie nicht die der

Frauen sind. Wir haben an diesen Entscheidungsprozessen nicht teilgenommen, wengleich viele von uns den Bumerang-Effekt, der Teil der Zusammenarbeit mit patriarchalen Prioritäten ist, nicht verstehen. Viele von uns erkennen nicht den Preis, der für die Verteidigung der Selbstbestimmung als Teil eines Kampfes zu zahlen ist, nicht „die völlig Andere“ in einer Gesellschaft zu sein, die auf der Andersartigkeit der Frau aufbaut. Wir müssen den Stimmen anderer Frauen zuhören als auch unseren eigenen Stimmen lauschen, um unser Wissen zu vertiefen, Stimmen in uns, die von Frauen aus verschiedenartigen grundlegenden geschichtlichen Erfahrungen stammen.

In der patriarchalen Gesellschaft müssen sich Frauen mit den inneren Widersprüchen auseinandersetzen, die aus einer Suche nach einer geschichtlichen Rekonstruktion der humanistischen Kulturen und dem Bedürfnis resultieren, einer Gemeinschaft anzugehören. Dieses Bedürfnis dazuzugehören bringt die Zusammenarbeit von Frauen mit der patriarchalen Kultur hervor. Die Verinnerlichung der Unterdrückung veranlaßt Frauen, sich auf Schwerpunkte einzulassen, die das Böse in uns hervorlocken. Eine Freundin aus New York hat mir einst erzählt, daß die größte Unterdrückung, die sie je erlebt hat, die einer Frau war. Wir müssen uns bewußt werden über die persönlichen und politischen Fallen im Prozeß unserer persönlichen Entwicklung und bei der Entfaltung einer Solidarität, die die Grenzen zwischen Frauen überwindet. Unser Liebe bringt in uns die Verpflichtung hervor zu kämpfen um die fortwährende Existenz der Menschheit zu gewährleisten.

Ich bin müde. Der Abstand zwischen der Zukunftsvision und der Wirklichkeit beängstigt mich. Die Tatsache, daß ich immer noch im Alter von 41 Jahren wirtschaftlich dafür bezahle, daß ich mich in der politischen feministischen Arbeit engagiere, ist frustrierend. Aber das Zerstörungspotential der Menschheit, das mich als Mutter meiner Macht enteignet, meine Kinder zu verteidigen, und deren persönliche Sicherheit zu gewährleisten, ist die größte Wunde unter all den Wunden, die ich im Laufe meines Lebens erhalten habe. Die Tatsache, daß ihr Schicksal bestimmt wird von verrückten Generälen und von Männern, die gierig nach Macht, Stärke und Reichtum streben, macht mich wütend.

...

Reflektionen

Das Treffen mit den Autorinnen dieses Buches hat mich zurück nach Brüssel gebracht, einer Stadt, die ich in der Vergangenheit schon besucht hatte. Als eine „Frau in Schwarz“ in Israel hatte ich die Gelegenheit an einer Reihe dieser Frauenkonferenzen teilzunehmen. Sie waren wie eine Herberge zum Ausruhen, die mir halfen, nach einem langen Ritt die Pferde zu wechseln und meine Energie vor dem Weitermachen zu erneuern. Aber dieses Mal war es anders. Unser Beisammensein, der Dialog, der unsere Lebenserfahrungen als Frauen verschiedener Kulturen verband, während wir gleichzeitig in uns die geschichtliche Kontinuität unserer Erfahrung als Frauen tragen, erzeugte in mir ein Gefühl des Friedens. Wie ein Schwamm, dessen Poren Wasser als Lebensgrundlage aufsaugt, sog ich in mir diese geistige Erfahrung auf.

Ich befinde mich inmitten einer Zeitspanne intensiver politischer Aktivitäten. Gleich nach dem Ausbruch der Intifada habe ich mich den Aktivitäten der „Frauen in Schwarz“ angeschlossen und habe bei der Entwicklung der Frauenfriedensbewegung in Israel eine zentrale Rolle eingenommen. Seit der Übernahme der Friedensaktivitäten durch die Herrschenden habe ich mich dem

Aufbau eines feministischen Zentrums Kol-Ha-Isha in Jerusalem zugewandt. Diese letzten Jahre lasten wie die Anstrengung eines Marathon-Laufes auf mir. Ich habe mich den feministischen politischen Aktivitäten aufgrund meines Verantwortungs- und Pflichtgefühls, im israelisch-palästinensischen Konflikt eine Position zu beziehen, einem tiefen Gefühl der Solidarität Frauen gegenüber und dem Wunsch, ihren Status in der Gesellschaft zu ändern, gewidmet, sowie aus einer grundlegenden Angst heraus, die aus dem zerstörerischen Charakter, die dem patriarchalen System innewohnt, herrührt. Die Mühsal der Arbeit, meine Konfrontation mit Frauen mit widerstreitenden Identitäten, das Bedürfnis, meine öffentlichen Arbeit und mein privates Leben zu verbinden, lassen mir wenig Zeit für diese inneren Gefühle des Friedens.

Aber unsere gemeinsame Erfahrung in Brüssel hat mich in die Lage versetzt, meine Suche nach meinen persönlichen und kulturellen Wurzeln zu erneuern. Im Alter von acht Jahren wurde ich aus meinem Geburtsort und meiner Familie entwurzelt. Die Wirklichkeit der Emigration meiner Familie zwang mich, Zeit und Raum zu überqueren um die Wurzeln meiner Identität zu entdecken. Diese innere Reise des Bewußtseins ist ein erneuter Versuch, sich mit den Verlustgefühlen, die mich das Leben hindurch begleitet haben, auszusöhnen. Die Rückkehr vom Politischen zum Persönlichen, meine Beteiligung an diesem Buch, zwangen mich, den Rhythmus meiner Aktivitäten zu verlangsamen und der Vergangenheit zu erlauben, in meinem Gedächtnis wieder aufzuleben. Dieses Langsamer-Werden ist auch notwendig um ein gewisses Maß an Ausgeglichenheit zwischen Verstand und Körper, zwischen meiner Rolle als Mutter und meiner feministischen Arbeit zu erreichen. Aber der Strom der Aktivitäten ist wie eine Welle, die mich überrollt. Ist es wirklich ein Zufall, daß ich diese Aufzeichnungen zwischen Rosch Ha-Schannah und dem Tag der Sühne, einer Zeit der Selbstprüfung im jüdischen Glauben, begann?

Aus: Women's Lifeworlds Women's Narratives on Shaping Their Realities

, Routledge, London 1997

Übersetzung: EL